Feuilleton

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **20 (1937)**

Heft 22

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

deutsche Jugend an Gültigkeit verloren habe, «denn ihr geht es wahrlich um etwas anderes als um ein rein menschheitliches Menschsein». Man stürzte den «Heiligen» vom Sockel und brachte ihn in die Rumpelkammer. Er taugte nicht. Man konnte ihn nicht brauchen.

Nun war von den Grossen nur noch einer geblieben, auf den sie glaubten den Satz münzen zu dürfen: «Wenn alle *gegen* uns sprechen, der zeugt *für* uns im nächsten Jahrtausend.» Sie meinten Nietzsche. Dass er ihr Prophet, Schutzpatron und Fürsprecher sei, wollten die Herren des Dritten Reiches nicht allein ihren Artgenossen und der Welt beibringen, sondern sie selbst glaubten — oder taten zumindest so, als glaubten sie wirklich —, sie seien Vollstrecker des Nietzscheschen Vermächtnisses, seien seine erahnten Erben und einzig verstehenden Jünger. Nietzsche wurde zum obersten Heiligen des Dritten Reiches ausgerufen. Das konnte nur aus Unwissenheit und purer Lust, einen Grossen für sich zu annektieren, geschehen. Denn der Abgrund zwischen dem, was Nietzsche lehrt, und demjenigen, was der Nationalsozialismus kündet und wirkt, ist so tief, wie er tiefer überhaupt nicht gedacht werden kann. Nietzsche als Vater und Hüter «nationalsozialistischen Gedankengutes» sich vorzustellen, das erfordert wahrlich eine bizarre Phantasie! Es sei denn, dass man Nietzsche nicht gelesen oder ihn zwar gelesen hat, aber den Mut nicht aufbringt, die «Heiligsprecher» auf ihren Irrtum aufmerksam zu machen.

Einer unter den Parteigenossen, der Nietzsche gelesen und verstanden hat, ist Kurt von Westernhagen, der bei A. Duncker in Weimar ein Buch «Nietzsche, Juden, Antijuden» herausgegeben hat. Dieses Buch macht die ganze nationalsozialistische Nietzsche-Propaganda zunichte, indem es aufzeigt, wie verkehrt die Inanspruchnahme Nietzsches durch den Nationalsozialismus ist; denn Nietzsche vertritt das Gegenteil dessen, was der Nationalsozialismus als Hauptdogmen, gleichsam als seine Quintessenz hinstellt.

Westernhagen ist es freilich nicht daran gelegen, etwa zu beweisen, Nietzsche habe sich den Uebermenschen nicht in der Gestalt Julius Streichers gedacht; er versucht auch nicht, den Weltbürger, den «guten Europäer» Nietzsche dem «Hornvieh-Nationalismus» des Dritten Reiches gegenüberzustellen; auch das bringt er nicht vor, was Nietzsche über Freiheit, Kasernen, «verlogenen Rassenschwindel», «arische Spekulanten», Europäertum u. dgl. m. sagt, — das würde ja die ganze auf Nietzsche aufgebaute und mit Nietzsche gerechtfertigte nationalsozialistische Mache völlig zertrümmern. Nein, das alles lässt der Verfasser nahezu ausser acht. Nur auf einen, für das Dritte Reich immerhin wesentlichen Punkt lenkt er sein Haupt-Augenmerk, einen Punkt, der am stärksten dagegen spricht, Nietzsche als Vorkämpfer der nationalsozialistischen Ideen hinzustellen, auf die Judenfrage.

Der «Völkische Beobachter», dem Westernhagens Buch nicht in den nationalsozialistischen Kram passt, führt dagegen eine scharfe Klinge und nennt diese unerwünschte Bescherung eine «Verzerrung und Fälschung eines geistigen Vorgängers». Diese Beurteilung verdient das Buch nicht. Es schmeichelt nämlich in dieser Hinsicht dem Parteidünkel nicht, sucht keine dem Rassenhochmut erwünschte Verschwägerung mit diesem Grossen, sondern das Gegenteil: Westernhagen bringt ungefälschte, unbeschnittene Belege; er «entlarvt» Nietzsche als einen, der sich ganz und gar nicht als Wortführer des Nationalsozialismus, wohl aber als Anwalt der Juden eignet. Wo es um Deutschtum und Judentum geht, «stand Nietzsche in den Reihen des Judentums, aus Neigung und Berechnung, mit Herz und Kopf», gibt Westernhagen offen zu. Nietzsche zum Wortführer der nationalsozialistischen Dogmen zu erheben, sei daher ein falscher Griff und nur auf ein grosses Missverständnis zurückzuführen. Das geht ganz unzweideutig aus den Stellen hervor, die Westernhagen aus Nietzsches Büchern und Briefen zusammenträgt, auch aus Nietzsches persönlichem Verhalten gegenüber einzelnen Juden und nicht zuletzt aus seinem Urteil über Offenbach und Heine! Das alles sind so sehr bekannte Dinge, dass es mir überflüssig erscheint, so vielmal bereits Zitiertes noch einmal zu zitieren. Ihn, «den guten Europäer», mit der deutschen «rabies nationalis» in *einen* Topf zu werfen, ist absurd, wie es in gleichem Masse absurd ist, ihn, den Verneiner und Auflöser der Rassen, mit den germanischen Rasseschnüfflern in einer Reihe marschieren zu lassen und ihn, den ehrlichsten und gründlichsten Hasser des Antisemitismus, zu dessen Wegweiser umzudeuten.

Indem Westernhagen dies alles auf Grund zahlreicher gewissenhafter Belege aus Nietzsches Werken feststellt, versäumt er es nicht, zu betonen, dass Nietzsches Stellung zu diesen Problemen ein Irrtum sei, und um dies zu beweisen, hält er ihm Wagner, H. S. Chamberlain, Treitschke und den dunkeln Ehrenmann Stöcker (wie ihn Helmuth von Gerlach erfahren hat) entgegen. Jene hätten das Judenproblem unleugbar richtig gesehen. Nietzsche allein habe es nicht erkannt, trotzdem «er durch seine persönlichen Beziehungen nachdrücklich genug darauf gestossen worden ist». Bei all jenen wäre ausschlaggebend der gute Geist, nur «bei Nietzsche war von Anfang an der böse Geist stärker als der gute», sagt Westernhagen in Anlehnung an H. S. Chamberlain. Ferner: Nur so-

Feuilleton.

Die vergessene Fahne.

Von Jakob Stebler.

Fahnen sind unersetzliche Gebrauchsgegenstände moderner und mittelalterlicher Kulturvölker. Sie bestehen in der Regel aus einer Stange, woran ein farbiges Stück Tuch in meist besserer Qualität hängt, und dienen dazu, irgend ein Hochgefühl ihres Trägers oder Inhabers öffentlich auszudrücken, das heisst, einen allgemein verbindlichen staatlichen, politischen oder wirtschaftlichen Freudentag zu künden, an dem das Volk sich kollektiv zu begeistern hat. Sie wehen vom hintersten Gartenfest bis zu den Einweihungsfeierlichkeiten anlässlich der Eröffnung des neuen Zuchthauses, sie werden jedem Kegelklub vorangetragen, wenn er seinen grossen Tag hat, und sie sind selbst eine notwendige Begleiterscheinung zum Kriegführen. Kehrt solch ein Banner aus der Schlacht zurück, so klebt die Ehre des Regiments daran, und hundert Jahre später wandert es ins Museum, woselbst es den Motten zum leckern Frass dient und zugleich den Sinn des Publikums für die Heldentaten der Väter schärft. Auch als Reklameflächen eignen sich Fahnen ausgezeichnet, kurzum, es ist zur Genüge dargetan, dass unser kulturelles Leben ohne ausgiebige Bewimpelung seine Daseinsberechtigung verwirkt hätte.

Da war nun also wiederum ein Fest abgehalten worden, an dem pflichtbewusst die Fahnen heraushingen und so die Herzen des Volkes höher schlagen liessen; dies letztere wenigstens behauptete der Festredner, und der wusste das ganz genau aus seinem langjährigen, vertrauten Umgang mit der Volksseele.

Also die Fahnen hatten ordnungsgemäss im Winde geflattert und waren andern tags wieder spurlos verschwunden, weil das Kollektivhochgefühl bloss für den einen Festtag berechnet gewesen war. Der Alltag ging durch die Strassen, die Kehrichtmannen räumten den festlichen Schutt auf, und schon schien alles wie vorher seinen geregelten Gang zu rutschen, da . . . ja wahrhaftig, da entdeckten scharfe Augen, dass oben aus der Dachlukarne eines stattlichen Hauses noch ein zurückgebliebenes farbiges Tuch in das Grau und Elend des Alltags hinuntergrüsste, eine richtiggehende, ausgewachsene Fahne von zwei Meter siebzig Länge und gut einem Meter Breite. Eine Flagge vom gestrigen Fest her, die jedenfalls aus Vergesslichkeit ihres Besitzers einzuziehen vergessen worden war.

Nun, das konnte ja vorkommen. So ganz in Klammern gesagt, das Unzeitgemässe dieser alleinstehenden Fahne wirkte etwas lächerlich, sie störte den Blick regelrecht; man fand die Sache ziemlich abwegig, da die offizielle Freude doch schliesslich gestern stattgefunden hatte. Aber man ging vorderhand gutmütig über den farbigen Anachronismus hinweg.

Das heisst, erst lächelte man nachsichtig. Grinste mit einem Augenzwinkern an das widerrechtlich beflaggte Haus hinauf, riss Witze über den Wohnungsinhaber, dem jedenfalls der buchstäbliche Rausch der Festfreude jedes Verständnis für Daten geraubt hatte, machte seine Nachbarn auf die vom Himmel herunterhängende Tatsache aufmerksam und dachte sich weiter nichts Böses dabei. Dass dann und

lange Nietzsche zu Wagner gehalten habe, sei er den Weg der Wahrheit gegangen — dann nicht mehr! Das setzt ihn freilich in den Augen Westernhagens herab und nimmt ihm jede Berechtigung, dem Nationalsozialismus wegleitender Leitstern zu sein. In summa: Nietzsche hat das Problem des Judentums «umgebogen, in sein Gegenteil verwandelt; er hat den jüdischen Geist über den deutschen Geist gestellt; er hat die Lehre von der Rasse in seine Lehre von der Unrasse verkehrt; er hat die judenfeindliche Strömung vom Judentum auf das Christentum abgelenkt und damit eine Frage der Rasse wieder in eine Frage der Religion umgemünzt; er hat die Vorkämpfer gegen das Judentum geistig und menschlich diskreditiert. Er hat alles in allem, statt einen Schritt vorwärts zu gehen, in einem entscheidenden Augenblick der deutschen Geschichte vier Schritte rückwärts getan.»

Vier Schritte rückwärts! Und ihn gerade hatte man ausersehen, über den Nationalsozialismus den schützenden Schild zu halten! Nun zeigt es sich, dass auch er zum Propheten und Schutzpatron des Dritten Reiches nicht taugt. Zum Leidwesen des «Völkischen Beobachters» muss auch dieses Prunkstück aus dem nordischen Pantheon gewiesen werden.

Wer wird des nordischen Evangeliums nächster Prophet sein?

Es geht nicht vorwärts.

Von *E. Brauchlin.*

(Fortsetzung.)

Wir Menschen sind die «Verhältnisse», und zwar dadurch, wie wir unsere Anlagen des Geistes und Gemütes pflegen und bilden. Unser inneres persönliches Sein ist gewissermassen der Filter, durch den alles vom Menschen Geschaffene geht und durch den also dessen Grob- oder Feinkörnigkeit, dessen Wert bestimmt wird. Der «Filter» ist, ich muss das zur Verdeutlichung zum voraus sagen, dauernd auf «ganz grob» eingestellt, denn beinahe sämtliche Erfindungen schlüpfen als Kriegsmittel durch. Ein Blick ins «Leben» drängt zu dem Schlusse, dass der Mensch gar nicht das ist, was er scheint, nicht das geistig-gemüthafte Wesen, das kraft seines gepflegten Innenlebens hoch über dem unkultivierten Urmenschen steht und aus edleren Beweggründen handelt als sein keulentüchtiger Ahne. Zieht man die vieltausendjährige Bildung in Betracht, die der Mensch durch das Gemeinschaftsleben genossen hat, so muss man sagen, dass er eher rückwärts als vorwärts gekommen ist. Er handelt nicht nur immer noch in der Hauptsache aus selbstsüchtigen Motiven, er quält, schädigt, vernichtet unter Umständen ohne Not seine Mitmenschen. Der Urmensch *musste* seine ganze körperliche und geistige Kraft für die Selbsterhaltung einsetzen, sein Leben bedeutete Kampf ums Dasein, konnte nichts anderes bedeuten; um die Selbsterhaltung ging sein ganzes Ringen. Machtlos stand er den Naturgewalten, ums nackte Leben ringend feindlichem Getier, beinahe hilflos dem Hunger gegenüber, denn er besass den Schlüssel zu dem Reichtum des Erdbodens noch nicht. Seine ausschliessliche Sorge für sich selber, sein «Egoismus» war naturbedingt und bedeutete keine moralische Minderwertigkeit. Wenn aber der Mensch von heute, mit dem ungeheuren Arsenal von Hilfsmitteln, mit seiner jahrtausendealten Gemeinschaftsschulung, mit dem erschlossenen und leicht zu nehmenden Reichtum der Erde noch in der Selbstsucht befangen ist, so lässt sich's nicht anders deuten, als dass alle Kultur nichts als Tünche gewesen und der Mensch zum guten Teil Urmensch geblieben ist. Eine dünne Schicht Firnis nur lässt ihn als kultiviert, d. h. als Menschen mit gepflegtem Innenleben erscheinen. Wäre dem anders, wäre die Innenkultur eine ernste Angelegenheit des Menschen in den vielen Jahrtausenden seines Bestehens gewesen, so hätte sich das gepflegte Denken und Fühlen im Zusammenleben auswirken müssen in dem Sinne, dass an Stelle des gegenseitigen Kampfes, des Hasses, Neides, der Uebervorteilung die gegenseitige Hilfsbereitschaft, Vertrauen und Friede getreten wären. Die Goldprobe für wahre, echte Kultur ist die, dass die Selbstsucht überwunden ist, dass der Mensch in seinem Trachten nach Wohlbefinden, Lebensfülle, Glück die Mitmenschen einbezieht, dass in der Ueberfülle von Erdengütern kein Mensch mehr genötigt ist, den Kampf ums Dasein zu führen. Darauf kommt es an, ob der Mensch sein ursprünglich triebhaftes Wollen und Handeln durch Verstand und Gemüt gehen lasse und es läutere, oder das triebhafte Wollen unmittelbar ins Leben werfe, unbekümmert darum, wen es treffe und ob es schlage, brenne oder töte.

Unsere Kultur ist weit davon entfernt, die Probe zu bestehen; man braucht keine Worte darüber zu verlieren; ein Hinweis auf die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen Verhältnisse und auf den verbissenen Kleinkrieg zwischen den Einzelnen im Alltag genügt zur Erhärtung der beschämenden und verhängnisvollen Wahrheit.

Wie wenig tief die Kultivierung des Innern gegriffen hat, wie wenig der Mensch Gemeinschaftswesen geworden ist, wie nahe er dem Urmenschlichen, um nicht zu sagen: dem Tierischen, noch ist, erweist sich in Augenblicken der Gefahr:

---

wann ein kleiner Menschenauflauf sich bildete, eine vorübergehende Verkehrsstauung, gehört mit ins Bild, und damit hatte es schliesslich sein Bewenden. Und die Anwohner der Strasse überlegten sich, dass des Fahnenbesitzers Vergesslichkeit unter Umständen Stoff für die nächste Fastnachtszeitung liefern könnte.

Am Mittag dieses selben Tages hing die Fahne allerdings immer noch da, trotzdem Herr Deubelbeiss, der Besitzer dieses Tuchs des Anstosses, inzwischen von der Sachlage unterrichtet worden sein musste; verschlafen hatte er sich jedenfalls nicht, denn Beobachter wussten, dass er frühzeitig von zu Hause weggegangen war. Nun, so würde er eben die Angelegenheit nachträglich regeln.

Nachmittags um vier Uhr aber erhob sich ein Wind, und liess die immer noch vorhandene Fahne in den festlichsten Tönen knallen. Nun allerdings, wie muss man das schon ausdrücken, nun wurden die Mitmenschen auf Herrn Deubelbeiss sozusagen böse. Das war denn doch eine Schindluderei ohnegleichen, an einem staatlich anerkannten Nichtfeiertag zu beflaggen, das war geradezu eine Herausforderung aller jener Volksgenossen, die es mit ihren festlichen Pflichten ernst nehmen und der Ansicht waren, solch demonstrative Freudenäuserungen hätten ordnungsgemäss spontan nur auf höhern Befehl zu erfolgen. Es sah wirklich so aus wie ein frevles Spiel mit den heiligsten Gefühlen des Festplatzes.

Das anfängliche Brummen der Strasse verwandelte sich allmählich in Empörung. Was fiel denn dem Deubelbeiss ein, solch einen öffentlichen Skandal zu veranstalten? Seine Fahne, das wurde mehr und mehr klar, entwickelte sich zum öffentlichen Aergernis, und ihr blosses Dahängen bedeutete geradezu ein Verkehrshindernis, veranlasste sie doch jeden Passanten zum Stehenbleiben und zu einer massiven Meinungsäusserung über den in diesen Krisenzeiten unangebrachten Fahnenschmuck.

Die Erregung stieg derart, dass sogar die Hohe Obrigkeit es für nötig fand, einzuschreiten, und sie schickte denn auch prompt den Hüter der öffentlichen Ordnung zu Deubelbeiss, um diesen amtlich auf das Knurren der Volksseele aufmerksam zu machen.

«Herr Deubelbeiss», lächelte das Auge des Gesetzes mild, «Herr Deubelbeiss, Sie sollten Ihre Fahne einziehen. Wie Sie sehen, erregt Ihre ganz unverständliche und unbegründete Handlungsweise peinliches Aufsehen, denn es gehört sich nun einmal nicht, ein Freudentuch herauszuhängen, wo doch kein berechtigter, öffentlicher Anlass dazu besteht.»

Indessen war der Fahnenbesitzer anderer Meinung. Ob es denn irgend einen Gesetzesparagraphen gäbe, der das Heraushängen einer Fahne ausser an offiziellen Festen verbiete.

«Nein, das nicht, aber . . . nicht wahr, Herr Deubelbeiss, wir sind doch vernünftige Leute, und da . . .»

«Lieber Herr Wachtmeister», erklärte ihm sanft belehrend der Unverwüstliche, «ein öffentlicher Anlass zum Beflaggen besteht heute allerdings nicht. Aber in mir wirkt das Hochgefühl des gestrigen Festes nach, ich lasse die Fahne stehen in meiner spontanen Wallung meiner überbordenden Festfreude, in einem einmütigen Zusammenklingen beseligter Lust und glühender Vaterlandsliebe, sie ist der sichtbare Ausdruck meiner tiefempfundenen, innigen Hingabe

Brandausbruch im besetzten Theater: Rücksichtsloses Drängen nach den Türen, Schwächere werden beiseite gedrängt, Fallende zertreten, Ich, Ich muss gerettet sein, alle andern sind dem Ich gleichgültig, können zugrunde gehen; von Mitgefühl keine Spur, Selbsterhaltung ist alles; auch der Verstand ist ausgeschaltet. *Mit* Verstand und *mit* Gemüt (Mitgefühl) wären alle glücklich hinausgekommen; der tierhafte Trieb hat Opfer gefordert, nicht der Brand. Dieselbe wilde Triebhaftigkeit kommt aber auch zum Ausdruck, wo weit und breit keine Gefahr vorhanden ist und es sich nicht um Selbsterhaltung handelt: Ein verbilligter Zug wird an den Bahnsteig gefahren; die Menge stürzt sich darauf, ergreift das Gestänge, springt aufs Trittbrett, ehe der Zug angehalten hat, achtet nicht der Gefahr für sich und andere, drängt sich vor, versperrt andern den Zutritt, quetscht sich hinein, — warum? wenn man doch weiss, dass für alle Platz geschaffen wird? Mangel an Innenkultur; der Urtrieb bricht durch, Gemüt und Verstand sind augenblicklich nicht vorhanden, oder sagen wir: entwurzelt, — so wenig tief reichten sie! Es ist ein Atavismus, d. h. ein Zurückfallen in einen frühern Zustand, nämlich in den rohen, rücksichtslosen Kampf ums Dasein, obwohl es sich bloss um einen unbestrittenen Platz im Zuge handelte.

Leider sind Millionen von Menschen noch genötigt, den Kampf ums Dasein zu führen, aber nicht, weil es an Mitteln zur Fristung des Lebens für sie gebräche, sondern weil ihnen diese Mittel von einer andern Menschengruppe vorenthalten werden, weil diese herzlos, barbarisch, selbstsüchtig genug sind, für sich ungeheure Ueberflüsse zu beanspruchen, aufzuhäufen, indes die andern in Hunger, Elend, Ueberarbeitung, körperlicher und geitiger Knechtschaft freudlos und ohne Aussicht auf Befreiung ihr Leben verbringen müssen. Kein Wunder, dass die Kirchen, die die Befreiung nach dem Tode verkünden, in der zermürbten Menschenmasse Gehör finden, klammert sich der Mensch in der Not doch an einen Strohhalm!

Wir können erst vom Bestehen einer Kultur reden, wenn es diesen ungeheuerlichen Unterschied zwischen Geniessenden und Darbenden nicht mehr gibt, wenn es diesen aus Herzlosigkeit, Rücksichtslosigkeit, verachtenswerter Selbstsucht künstlich erhaltenen «Kampf ums Dasein» nicht mehr gibt. Wir leben mitten in der Barbarei, alles Sinnen und Trachten ist auf gegenseitige Vernichtung gerichtet; ungeheure Werte, mit denen man ungeheures Elend in Wohlbefinden, Gesundheit, Zufriedenheit, Lebensglück umwandeln könnte, werden zu Vernichtungszwecken aufgewendet. Und da redet man noch von «Kulturvölkern»! Nein, nein, es geht nicht vorwärts mit der Kultur, es geht rückwärts, die «blonde Bestie» (und auch die dunkelhaarige) fletscht die Zähne der Selbstsucht, des Hasses, der Raubgier, die Pflege des Geistes und des Gemütes ist ausser Kurs gesetzt, Ertüchtigung der kriegerischen Fähigkeiten ist Trumpf, der Friede ist zur Spottfigur geworden! Eine Kultur ohne Friede aber — gibt es nicht! (Fortsetzung folgt.)

Aus einem Frauenbrief aus Deutschland.

Im Februar dieses Jahres sind wir alle — meine Mutter, der Adi und ich — aus der Kirche ausgetreten. Natürlich nicht dieses einen Pfarrers wegen, sondern weil wir uns als Nationalsozialisten bei der oppositionellen Stellung weiter Kreise des Klerus zum Staate vor unserem Gewissen für oder wider entscheiden müssen. Und zum andern, weil man sich heute bewusster als je rein in Glaubensdingen die Frage stellen muss, ob man zum christlichen Dogma Ja sagen kann oder nicht. Und da ist meine Ueberzeugung schon seit langem: christliche Sittenlehre — gut, aber auch nicht besser als die zum Teil noch tieferen und reiferen anderer alter Kulturvölker. Christliches Dogma aber als Grundlage des Glaubens und der Gotteserkenntnis — nein! Religion im Sinne eines staatlich autorisierten Dogmas berechtigt, wenn sie als Volkserziehungsmittel wirken kann, d. h. als Mittel zur seelischen Vertiefung der geistig unselbständigen Massen. Wenn sie aber — wie das jetzt gerade bei uns in Deutschland in gröbster Art geschieht — nicht als Volkserziehungsmittel, sondern als Volksverhetzungsmittel gebraucht wird, als Tarnkappe für politische Machtgier, dann ist sie abzulehnen und nötigenfalls zu bekämpfen (d. h. nicht die Religion an sich, sondern das Dogma und die Organisation der Kirche).

Wenn man heute alle Menschen, die sich Christen nennen, zu einer ehrlichen Entscheidung bringen könnte, müssten viele zum gleichen Schritt, d. h. zum Kirchenaustritt, kommen. Denn es ist bei sehr vielen nur Gedankenlosigkeit, Unsicherheit, Tradition, äussere Rücksicht auf den vermeintlichen «guten Ton» und dergleichen, aber nur bei wenigen notwendiges inneres Bekenntnis. Und nur als solches hat es für den Einzelnen und für die Kirche selbst Sinn und Wert. Wem es aber das nicht ist, der soll in einer Zeit, die ganz besonders stark zur inneren Klärung drängt, den einzig wahren Schluss ziehen.

Ich weiss, dass Sie schon von jeher gegen jede Art kirchlicher Religiosität gewesen sind. Ich habe Ihnen dazu vor Jahren gesagt, dass ich das Dogma selbst auch ablehne und nur auf dem Wege über die (stets überkonfessionelle) Kirchen-

---

an die Grösse unserer Sache, ich lasse sie stolz im Winde flattern in einmütiger Bekenntnistreue zu unserm gemeinsamen Ideal. Stolz möge sie wehen und grüssen als überschwängliches Treuegelöbnis des einzelnen Bürgers an die hehre, grosse Aufgabe voll Harmonie und Schönheit, zu der mich mein Brudersinn und die Stimme meines Blutes der Volksgemeinschaft gegenüber verpflichtet.»

«Quatsch!», sagte der Ordnungshüter trocken.

«Quatsch nennen Sie das? Und ich wiederholte Ihnen doch wörtlich dasselbe, was der Festredner gestern erzählt hat, kein Wort mehr und keines weniger!»

Dem Wachtmeister war völlig klar, dass er es mit einem halbwegs Verrückten zu tun hatte. Deshalb lenkte er ein. «Aber das ist doch schliesslich nicht dasselbe», stammelte er begütigend und mit einer gewissen Unsicherheit, «ob so was vor einem grossen, festlich gestimmten Publikum gesprochen wird, oder unter vier Augen, denn letztendlich . . .»

«Ja, ich weiss. Es stand auch schon in den heutigen Zeitungen. Was der Festredner sprach, das waren knappe, markante Aussprüche eines Mannes aus dem Volk, das waren die sachlichen und volkstümlichen Kernworte aus dem Schatz einer tiefempfindenden Männerbrust, das war der hinreissende, allen Phrasen abholde Bekennermut einer dem Lande hingebungsvoll sich aufopfernden Persönlichkeit ohne Furcht und Tadel, das war aus dem Herzen und zu Herzen gesprochen. Wenn ich aber genau dasselbe in denselben Ausdrücken sage, Herr Polizeiwachtmeister, wie soll denn so etwas Quatsch sein?» (Schluss folgt.)

Literatur.

Billige, populär-wissenschaftliche Literatur!

Wir machen die Leser des «Freidenker» darauf aufmerksam, dass wir noch über eine grössere Anzahl gebundener Urania-Bändchen verfügen, die wir zu billigem Preise abgeben, nämlich das Bändchen zu 50 Rappen (plus Porto).

Es betrifft nachgenannte 11 Bändchen:

Erkes E.: Wie Gott erschaffen wurde.
Hartwig Th., Prof.: Soziologie und Sozialismus.
Kanitz: Das proletarische Kind.
Lowitsch: Energiewirtschaft.
Reichwein: Blitzlicht.
Schaxel Julius: Das Leben auf der Erde.
» » : **Das Weltbild.**
» » : **Vergesellschaftung in der Natur.**
Schmidt Heinrich: Der Kampf ums Dasein.
» » : **Mensch und Affe.**
» » : **Gottesvorstellung.**

Alle 11 Bändchen zusammen liefern wir zu dem weiter herabgesetzten Preise von Fr. 5.— (plus Porto).

Geliefert wird gegen Nachnahme oder Vorauszahlung auf Postcheckkonto VIII/26074. Bestellungen an: Geschäftsstelle der F. V. S., Postfach 15,853, Zürich-Hauptbahnhof. Der Hauptvorstand.